

## Zur fränkischen Landnahme und Entstehung unserer westlichen Volksgrenze.

Von

**Franz Petri.**

Von jeher gilt die fränkische Geschichte als ein unlöslicher Bestandteil der deutschen so gut wie der französischen Volksgeschichte. Solange man aber die germanisch-romanische Volksgrenze für den unmittelbaren Niederschlag der fränkischen und alemannischen Ausbreitung nach Westen hin hielt, ließ sich an eine gewisse Abgrenzung in der Weise denken, daß man den Löwenanteil an der Landnahme allein für die deutsche Geschichte in Anspruch nahm und lediglich die politische und Kulturgeschichte als den Bereich betrachtete, an dem beide Völker in gleichem Maße interessiert sind. Wir erkennen heute jedoch, daß auch eine solche Scheidung nicht möglich ist; denn die methodischen Voraussetzungen, von denen man bei ihrer Aufstellung ausging, haben ihre Gültigkeit verloren.

Charakteristisch für die ältere Behandlung der fränkischen Siedlungsprobleme war ein Doppeltes: eine ganz wesentlich statische Auffassung des Verhältnisses zwischen Siedlung und Sprache und — damit innerlich zusammenhängend — ein ziemlich allgemein anerkannter Führungsanspruch der Sprachwissenschaft bei der Lösung der großen grundsätzlichen Fragen. Die Sprachforschung ermittelte mit Hilfe von Ortsnamen, Personennamen und der urkundlichen Überlieferung in möglichster Genauigkeit die älteste Grenzscheide, und diese galt dann als die Stelle des Abbruchs der germanischen Volkssiedlung nach Westen. Konnte sich eine an den Siedlungsproblemen der Frankenzeit gleichfalls interessierte Disziplin wie die fränkische Archäologie auf Grund eines damit unvereinbaren Quellenbefundes dieser Anschauung nicht fügen, so nahm man davon keine Notiz, sondern bezweifelte die Richtigkeit ihrer Grundvoraussetzungen.

In beiderlei Hinsicht ist inzwischen eine tiefgehende Wandlung eingetreten. Die Archäologie hat sich heute in der germanischen Siedlungsgeschichte die wissenschaftliche Gleichberechtigung mit der Sprachwissenschaft erkämpft, ja, es mehren sich die Stimmen derer, die ihr und nicht mehr der bislang führenden Philologie die entscheidende Rolle bei der Beantwortung der frühmittelalterlichen Siedlungsfragen zusprechen<sup>1</sup>, während umgekehrt die Fähigkeit der Sprachwissenschaft, über die ursprünglichen Siedlungsverhältnisse auszusagen, sehr viel zurückhaltender beurteilt wird, seit man erkennen mußte, daß die heutige Verteilung der Sprachgebiete keineswegs allein

<sup>1</sup> Vgl. etwa K. Tackenberg, Bemerkungen zu F. Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich in: Festschr. A. Oxé. Tackenberg ist bei aller Würdigung der aus den anderen Disziplinen zu gewinnenden Aufschlüsse der Meinung, daß die zukünftige Erforschung der fränkischen Siedlungsgeschichte „im Zeichen der Vorgeschichtsforschung stehen wird“. „Die Geschichte wird ihre Quellen zur fränkischen Landnahme im Hinblick auf die Ergebnisse der Nachbarfächer einer Neubearbeitung unterziehen können; die Sprachforschung wird das fränkische und germanische Namengut zu vermehren und dann vielleicht eindeutiger Schlüsse zu ziehen vermögen, als es vorläufig der Fall ist. Die Vorgeschichte dagegen kann das Material in wenigen Jahren verzehnfachen.“

durch Siedlungsvorgänge bestimmt ist, sondern ebensosehr von jüngeren kulturellen Einflüssen abhängt.

Ich möchte hier weder die lange Entwicklung schildern, die die Forschung zu diesem Umdenken geführt hat, noch auf die weitgehenden neuen Perspektiven eingehen, die sich von den neuen Erkenntnissen aus für die Beurteilung der abendländischen Kulturentwicklung im ganzen ergeben werden. Beides mag man an anderer Stelle nachlesen<sup>2</sup>. Mein Ziel ist hier vielmehr eine kurze Skizzierung der siedlungsgeschichtlichen Ergebnisse, die von den neuen Voraussetzungen aus erzielt werden konnten, und eine kurze Stellungnahme zu der ihnen zur Zeit noch anhaftenden Problematik.

Als ein erstes gesichertes und allgemein anerkanntes Resultat der in den letzten Jahren erfolgten Neuuntersuchung der fränkischen Siedlungsprobleme kann festgestellt werden, daß die früher bei Historikern und Sprachwissenschaftlern beliebte Auseinanderreißung von fränkischer Landnahme und fränkischer Reichsgründung sich als falsch herausgestellt hat. Der dichten Zusammenballung der frühmittelalterlichen Reihengräberfriedhöfe in Wallonien und dem Nordteil des Pariser Beckens entspricht, wie es die belgischen und nordfranzösischen Archäologen vor 50 Jahren bereits ganz richtig erkannt hatten, eine entsprechende volksmäßige fränkische Niederlassung in diesen Gebieten. Eine nochmalige genaue Überprüfung der Ortsnamen hat ergeben, daß diese germanische Siedlung auch in ihnen ihren Niederschlag gefunden hat: ganz Wallonien und Nordfrankreich sind von germanischen Siedlungsnamen überdeckt. Titel 42 der Lex Salica, der zwischen dem belgischen Kohlenwald im Norden und der Loire im Süden das zentrale Verbreitungsgebiet der salischen Franken angibt, findet von hier aus seine Erklärung.

Doch sind die Aussagen der Reihengräberfunde und der germanischen Namen weit davon entfernt, sich ohne weiteres zu decken. Die in der Romania festzustellenden germanischen Namen wirken, so bedeutend ihre Anzahl auch ist, doch nur als Vorposten des geschlossenen germanischen Sprachgebiets. Von dessen Rändern her klingen sie mehr oder weniger rasch nach dem Innern der Romania zu ab. Im Kernteil der alten Francia, der Isle de France, gehen sie heute fast unter in der Masse keltoromanischen Namenguts. Ganz anders die fränkischen Bodenfunde. Gleichwie am Rhein liegt auch im fränkischen Westen das Schwergewicht ihrer Verbreitung nicht in den fränkischen Ausgangsgebieten, sondern in den seit Childerich und Chlodwig neu gewonnenen Sitzen. Der Kernteil der Francia birgt auch das Gros der Funde, während sie um so spärlicher werden, je mehr wir uns dem germanischen Volksboden in den Niederlanden nähern und sich ihr Vorkommen hier auf die Umgebung der großen Durchgangsstraßen und Ströme zu beschränken pflegt. Nach den Funden liegt also das Schwergewicht der fränkischen Siedler jenseits der späteren Volksgrenze, nach den Namen dagegen waren es, wenn wir die Namen als unmittelbar maßgebende Zeugnisse der einstigen Siedlung werten, im Grunde doch nur letzte Wellen und Spritzer des im wesentlichen auf die noch heute germanischen Gebiete beschränkten fränkischen Volkstums, die in die

<sup>2</sup> Vgl. darüber zuletzt Fr. Steinbach u. Fr. Petri, Zur Grundlegung der europäischen Einheit durch die Franken. Leipzig, S. Hirzel-Verlag (1938). [Im Erscheinen.]

Romania hinübergedrungen sind und bleibt die Sprachgrenze die entscheidende fränkische Siedlungsgrenze.

Dieses ist auch die Auffassung, die vor ein paar Jahren der Berliner Romanist E. Gamillscheg in weitgehender Anlehnung an die früheren Auffassungen der Namenforschung in seiner *Romania Germanica* (Bd. I, Berlin und Leipzig [1934]) entwickelt hat. Eine Anzahl fränkischer Siedlungsstöße von abnehmender Stärke sind nach ihm von den Rändern der Romania gegen das Innere hin vorgedrungen. Es handelt sich nach seiner Auffassung bei diesen Germanen überall nur um geringe Minderheiten; zwischen Seine und Loire sei überhaupt keine volksmäßige Niederlassung mehr, sondern nur noch Militär- und Grenzersiedlung erfolgt. Die germanisch-romanische Sprachgrenze aber sei ein unmittelbares Ergebnis der germanischen Siedlungsbewegungen dieses 5. Jahrhunderts.

Demgegenüber habe ich in meinen Untersuchungen über das „Germanische Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich“ (2 Bde. Bonn [1937])<sup>3</sup> unter Weiterverfolgung der methodischen Anregungen, die seinerzeit F. Steinbach in seinen „Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte“ (Jena [1926]) gegeben hatte, den Nachweis zu führen gesucht, daß uns die fränkische Archäologie das richtigere Bild von den fränkischen Siedlungsvorgängen vermittelt, das Bild der Namen dagegen weitgehend nachträglichen Veränderungen ausgesetzt gewesen ist, die uns nur noch Reste der germanischen Spuren der Landnahmezeit übriggelassen haben. Die Kraft, die diese Vereinheitlichung des französischen Namenbildes in romanischem Sinne bewirkt hat, suchte ich im französischen Ortsnamenausgleich, für dessen Wirksamkeit das bis in die Gegenwart fortbestehende Nebeneinander von germanischen und romanischen Sprachformen für ein und dieselbe Siedlung (z. B. *Diedenhofen: Thionville*) wertvolle Hinweise bietet. Das Abebben der fränkischen Namen gegen das Innere der Romania hin schien mir deshalb nicht schon die Folge eines Schwächerwerdens der fränkischen Siedlung, sondern mindestens ebenso sehr eines Rückstoßes der romanischen Sprache, der die germanischen Namen im Innern der Romania wieder weitgehend zum Verschwinden brachte. Die Sprachgrenze verliert damit den ihr bisher zugeschriebenen Charakter als unmittelbare fränkische Siedlungsgrenze. Ich sah in ihr mit Steinbach eine erst in spätfränkischer Zeit zustande gekommene Romanisierungslinie. Daß sie nicht Ergebnis der Landnahme, sondern umgekehrt des Rückstoßes der romanischen Sprache sein müsse, ergab sich uns eindeutig aus ihrer Lage im Gelände und den starken Einbuchtungen, die die Grenzen an der großen Einbruchsstelle der fränkischen Kultur an der Maas, der Mosel und an der Burgundischen Pforte aufweist.

Dieses Ergebnis ist von dem weitaus größten Teil der Forscher des In- und Auslandes mit Zustimmung aufgenommen worden. Die Archäologie und auch ein großer Teil der Sprachwissenschaftler und Historiker haben anerkannt, daß damit die Untersuchung der fränkischen Siedlungs- und Kulturprobleme auf eine wesenhaft neue Grundlage gestellt worden ist<sup>4</sup>. Unabhängig von mir ist der

<sup>3</sup> Vgl. dazu die Besprechung von J. Steinhausen in *TrZs.* 12, 1937, 103–116.

<sup>4</sup> Vgl. im einzelnen die Nachweise in der in Anm. 2 genannten Schrift.

führende deutsche Dialektgeograph, Th. Frings, in seiner Besprechung von Gamillschegs *Romania Germanica* zu ganz entsprechenden siedlungsgeschichtlichen Folgerungen gekommen wie meine eigene Untersuchung<sup>5</sup>.

Hingegen hat E. Gamillscheg meiner Synthese der fränkischen Siedlungsgeschichte gegenüber die in seiner „*Romania Germanica*“ niedergelegte Anschauung mit großer Entschiedenheit verteidigt und die Bedeutung der fränkischen Siedlungseinwirkungen auf die *Romania* sogar gegenüber früher wesentlich eingeschränkt<sup>6</sup>. Die wichtigste Weiterbildung seiner Anschauungen besteht in der These, daß ein großer Teil der in Wallonien und Nordfrankreich auftretenden germanischen Namen seine Entstehung nicht den landnehmenden Franken verdanke, sondern auf jüngere germanische Siedlungseinwirkungen zurückgehe. Die fränkische Landnahme wird bei Gamillscheg der ihr bisher zugeschriebenen zentralen Bedeutung in der Geschichte der germanisch-romanischen Siedlungsbeziehungen entkleidet und in eine Reihe gestellt mit jüngeren germanischen Siedlungsbewegungen, deren ungenügende Berücksichtigung „das ganze Bild von der germanischen Ansiedlung in Belgien und Nordfrankreich grundlegend fälschen müßte“. Sogar die vielbeachtete nordische Rassenkomponente Nordfrankreichs soll zu einem guten Teile erst auf diese germanischen Nachwanderer zurückzuführen sein. Auch daß die germanisch-romanische Sprachgrenze keine unmittelbare Siedlungsgrenze, sondern eine erst in spätfränkischer Zeit zur Ausbildung gelangte Rückzugslinie des Germanischen ist, wird von Gamillscheg lebhaft bestritten.

Eine eingehende Prüfung der Gamillschegschen Einwände, wie wir sie in der in Anm. 2 angeführten Schrift vorgenommen haben, führt jedoch zu dem Ergebnis, daß sie in keinem Punkte wirklich stichhaltig sind. Die abweichenden Thesen, die er der in meinem „*Volkserbe*“ vertretenen Anschauung entgegensetzt, leiden sämtlich an demselben Fehler, der auch die ältere Siedlungsforschung im Westen so vielfach in die Irre geführt hat: an einer viel zu unmittelbaren Inbeziehungsetzung von gegenwärtigem Sprachbild und ursprünglicher Besiedlung. Es wird dabei viel zu wenig in Rechnung gestellt, daß längst nicht einer jeden neuen Sprachschicht eine neue Siedlungsschicht entspricht. Die jüngeren germanischen Sprachformen, die sich ganz vorwiegend auf die Außenzonen der *Romania* beschränken, sind in der Hauptsache nicht der Niederschlag jüngerer germanischer Zuwanderung, sondern lediglich ein Ausdruck der Tatsache, daß die betreffenden romanischen Gegenden noch eine Zeitlang am Sprachleben der dauernd germanisch gebliebenen Gebiete teilgenommen haben. Das gilt sowohl für die in Nordwestfrankreich recht verbreiteten Namen auf *-ingheim*, deren landnahmezeitlicher Ursprung durch einen Vergleich mit den englischen und flämischen *-ingheim*-Namen einwandfrei nachzuweisen ist, als auch für das Gros der von Gamillscheg für nachfränkisch gehaltenen *-bach*-Namen, die ein besonders dankbares Untersuchungsmaterial

<sup>5</sup> Vgl. Frings' Besprechungen von Gamillschegs 'Romania Germanica' und meinem 'Germanischen Volkserbe' im Anz. f. d. Altert. 1936, 6–29 u. 1938, 76–90.

<sup>6</sup> Vgl. E. Gamillscheg, Die fränkische Siedlung und die junggermanische Auswanderung in Belgien und Nordfrankreich. Aus den Abh. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. 1937, Phil.-hist. Kl. Nr. 12. Berlin (1938).

abgeben. Von all den bedeutenden germanischen Nachwanderungen, deren Existenz Gamillscheg behauptet hatte, bleibt außer gewissen, ganz lokalen Vorgängen unmittelbar im sprachlichen Grenzgebiet, mit denen auch mein Buch bereits gerechnet hat, nichts übrig.

Auf ebenso unsicherer Grundlage ruhen Gamillschegs Versuche einer Ausscheidung verschiedener germanischer Stammesgruppen. Nicht haltbar sind vor allem auch seine erneuten Versuche einer Abgrenzung der salischen und ripuarischen Siedlungsgebiete gegeneinander, seitdem die Ardennen als Grenze nicht mehr in Betracht kommen. Die verschiedenen Elemente, die er den Ripuariern oder Saliern zuschreibt, finden sich in Wirklichkeit sämtlich auch im Siedlungsgebiet der anderen fränkischen Gruppe. Eine neben dem salischen *baki* stehende ripuarische Ausgangsform *bak* für „bach“ kommt schon darum nicht in Betracht, da diese Grenze zwischen beiden Gruppen in den Rheinlanden mitten durch das alte Kerngebiet der Ripuarier hindurchläuft.

Mehr Berechtigung hat hingegen die von dem niederländischen Forscher J. de Vries<sup>7</sup> vorgeschlagene Unterscheidung zwischen einer germanischen Küstenzone, die von den Niederlanden über Friesland, Holland und Seeland bis nach Französisch-Flandern reicht, und einer niederdeutschen Binnenzone, die von den Weserbergen durch Westfalen über den Niederrhein, Limburg und Brabant sich ins Pariser Becken hinein fortsetzt. Beide stehen einander in zahlreichen Erscheinungen des Sprach- und Kulturlebens mit einer gewissen Selbständigkeit gegenüber; auch in den Ortsnamen der Landnahmezeit heben sich diese beiden Bereiche merklich voneinander ab. Ihre engsten Verwandten finden die in Wallonien und Nordfrankreich auftretenden germanischen Namen in der Regel nicht in der Küstenzone, sondern im niederdeutschen Binnenland bis an die Schwelle der Mittelgebirge heran.

Unsere These vom Ausgleichscharakter der germanisch-romanischen Sprachgrenze hat Gamillscheg durch den Einwand zu entkräften gesucht, daß die im Zuge der Sprachgrenze auftretenden germanischen oder romanischen Sprachformen in den Ortsnamen zum großen Teil schon auf das 5. Jahrhundert zurückgingen. Die Doppelformen waren jedoch, wie Gamillscheg selber anerkennt, früher einmal überall im fränkischen Gebiet vorhanden, wo Germanen und Romanen nebeneinander siedelten; ihre Beschränkung auf die Sprachgrenze ist erst eine spätere Folge der scharfen Wiederabsetzung der germanischen und romanischen Sprachgebiete gegeneinander, wodurch die Nebenformen der unterliegenden Sprache im Innern des Sprachgebiets zum Untergang verurteilt wurden. Das Nebeneinander der ins 5. Jahrhundert zurückreichenden germanischen und romanischen Namensformen im Zuge der Sprachgrenze ist daher keinerlei Beweis für eine Existenz der Sprachgrenze schon im 5. Jahrhundert; die einzige sprachgeschichtlich wichtige Beobachtung, die sich aus diesen Namen gewinnen läßt: daß in den durch die Germanen besetzten Gebieten Walloniens und Nordfrankreichs die romanische Überlieferung in den meisten Fällen sich neben der germanischen zu behaupten vermocht hat, ist meines Wissens noch niemals bestritten worden.

<sup>7</sup> Vgl. J. de Vries, *De Frankische landname*. Tijdschr. v. Nederl. Taal- en Letterk. 56, 1937, 276–309.

Auch was neuerdings von dem Altmeister unserer Sprachgrenzforschung, H. Witte, gegen die Bedeutung des Namensausgleichs vorgebracht worden ist<sup>8</sup>, vermag unsere Anschauung vom Ausgleichs- und Rückzugscharakter unserer westlichen Volksgrenze in keiner Weise zu erschüttern. An der Tatsache, daß die heute im wesentlichen auf die unmittelbare Umgebung der Sprachgrenze beschränkten Ausgleichsformen einmal über das ganze germanisch-romanische Überschichtungsgebiet verbreitet gewesen sind, darf nach den Beobachtungen, die die Forschung in anderen völkischen Mischgebieten gemacht hat, heute wirklich nicht mehr gezweifelt werden. Auch im ganzen Alpengebiet beobachten wir, wie uns die instruktiven Untersuchungen E. Kranzmayers<sup>9</sup> gezeigt haben, daß (soweit es sich nicht um weithin bekannte Orte handelt), die fremdsprachigen Dubletten eines Namens in demselben Augenblicke dem Untergang anheimfallen, in dem die siegreiche Sprache die unterliegende vollständig ausmerzt. Wenn Witte demgegenüber auf das fast völlige Fehlen von Übersetzungen von slawischen Namen ins Deutsche in Mecklenburg hinweist, so sagt das gar nichts gegen die Annahme umfassender Ausgleichsvorgänge im germanisch-romanischen Überschichtungsgebiet zwischen Rhein und Loire. Denn die Begleitumstände, unter denen sich die Eindeutschung Mecklenburgs einerseits, die Rückromanisierung Walloniens und Nordfrankreichs andererseits vollzog, waren grundverschieden. In Wallonien und Nordfrankreich wurden die romanischen Ersatzformen für die fränkischen Namen zu einem Zeitpunkt geschaffen, in dem die germanischen Bezeichnungen noch lebendiges und ihrer inhaltlichen Bedeutung nach völlig verstandenes Sprachgut waren; die Eindeutschung Mecklenburgs hingegen setzte erst ein, als die slawischen Namen schon seit einer Reihe von Jahrhunderten fest geworden und sicher nur noch zum geringsten Teile in ihrem Sinngehalt verstanden wurden. Infolgedessen kam hier bei der Germanisierung des Landes, soweit man nicht zu einer völligen Neuschöpfung der Namen schritt, gar keine andere Anpassung der bestehenden slawischen Namen an das Deutsche in Betracht als eine lediglich lautliche Angleichung. Auch diese Angleichung hat einst in Wallonien und Nordfrankreich ihre Bedeutung gehabt, hier aber umgekehrt wie in Mecklenburg in allererster Linie zuungunsten des Germanischen und zugunsten der Erhaltung der alten keltoromanischen Namen gewirkt. Wie im Rheinland mehrere Hunderte keltoromanischer *-acum*-Namen erhalten geblieben sind, muß auch in Westfrankreich ein erheblicher Prozentsatz vordeutscher Namen (man schätzt sie auf etwa 50%) von den Franken einfach übernommen worden sein. Die für sie geschaffenen germanischen Sprachformen gingen wieder unter, als das Romanische wieder zur Alleinherrschaft gelangte. Die meisten der von den Germanen einst in Wallonien und Nordfrankreich übernommenen keltoromanischen Namen bieten sich daher heute in einer Form dar, die von dem fränkischen Zwischenspiel nichts mehr erkennen läßt. Wenn schließlich Witte den an der ganzen Sprachgrenze zu bemerkenden Übergang von Namen auf *-acum* in solche auf *-ingen* in der Hauptsache auf bloße Angleichung zurückführen will (*-iacum* > *-icha* > *-ingen*), so ist er den Beweis dafür bisher schuldig geblieben.

<sup>8</sup> Vgl. H. Wittes Anzeige meines Buches in der Zs. f. Namenforsch. 14, 1938, 206–217.

<sup>9</sup> Zur Ortsnamenforschung im Grenzland. Zs. f. Ortsnamenforsch. 10, 1934, 105–148.

Der germanische Rückzugscharakter der Sprachgrenze bleibt mithin in derselben Weise bestehen, wie ihn einst F. Steinbachs „Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte“ annahmen und ihn mein Buch über das germanische Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich dann systematisch nachzuweisen versucht hat. Der Beobachtung, daß die germanische Sprache in Westeuropa in der Regel bis an den Rand der altbesiedelten Räume zurückgewichen ist, entspricht die neuerdings von H. Draye<sup>10</sup> hervorgehobene Annäherung dieser Grenze an die Grenze der intensiven Verbreitung der römischen Villenkultur in den Niederlanden. Der Ausgleichscharakter der Sprachgrenze wird auch dadurch in keiner Weise beeinträchtigt. Das zeigt ein Blick auf die so von Grund auf anders gelagerten Verhältnisse im lothringisch-trierischen Abschnitt der Sprachgrenze.

Jede Beschäftigung mit der fränkischen Landnahme wird daher in Zukunft nicht mehr an der Sprachgrenze haltmachen dürfen, sondern das ganze germanisch-romanische Überschichtungsgebiet, wie es in *Germania Romana* und *Romania Germanica* zwischen Rhein und Loire sich ausbreitet, in gleicher Weise in Betracht zu ziehen haben. Den Grad der völkischen Mischung an den einzelnen Stellen genau angeben zu wollen, ist noch verfrüht; die Tatsache aber, daß unsere Volksgrundlagen im Westen zum guten Teil nicht schon auf Siedlung beruhen, sondern dynamisch bedingt sind, ist außer Zweifel gestellt.

---

<sup>10</sup> Vgl. H. Draye, *De romaniseering van België en het ontstaan van de Vlaamsch-Waalsche taalgrens*. *De Vlag*, Zs. d. Deutsch-Fläm. Arbeitsgemeinsch. 2, 1938, 9–21.